

MEINHARD STARK

## *Deutsche Frauen im GULag<sup>1</sup>*

*Individuelle Erfahrungen und  
Verhaltensformen im Haftalltag*

Während eines Interviews schilderte Käte L. einen Traum, den sie nach der Verhaftung ihres Mannes im Jahr 1937, wenige Wochen vor ihrer eigenen, hatte:

»Ich (habe) geträumt, da steht ein langer Tisch und alle haben wir diese russischen Schüsseln vor uns (...) und einen Holzlöffel. Ein langer Tisch war das, und wir saßen alle daran, ihr Mann und mein Mann und ich und sie. Und wir haben alle unseren Löffel und unsere Schüssel gehabt und an dem langen Tisch gesessen. Am nächsten Tag ging ich zu meiner Freundin und sagte: »Li, ich habe diese Nacht geträumt, unsere Männer kommen wieder.« Fragte sie »Wieso?« »Naja«, sagte ich, »wir haben alle zusammen an einem langen Tisch gesessen.«

»Ja«, fuhr Käte L. fort, »ich hatte aber den Traum falsch gedeutet. Wir sind alle an den langen Tisch gekommen und haben mit Holzlöffeln aus solch kleinen Schalen gegessen.«<sup>2</sup>

### *Eine Soziologie des Lagers<sup>3</sup>*

Angesichts des akuten Mangels empirischer Berichte über den GULag-Alltag und des hohen Alters der letzten Überlebenden, ist eine Erhebung ihrer Erfahrungen mit Mitteln der Oral History zur Zeit von besonderer Bedeutung. Auf der Basis überlieferter Berichte, die meist von Intellektuellen stammen,<sup>4</sup> vor allem aber erfahrungs- und lebensgeschichtlicher Interviews sowie anderer biographischer Zeugnisse (Briefe, Fotos, Zeichnungen etc.), können Elemente des GULag-Alltags sowie Verhaltens- und Überlebensformen rekonstruiert und analysiert

werden. Eine den Realitäten angemessene GULag-Forschung kann ohne die Erinnerungen der ehemaligen Häftlinge, der Opfer und Zeugen, nicht auskommen, freilich unter Beachtung angemessenen quellenkritischen Umgangs. Mittels lebensgeschichtlicher Interviews würden überhaupt erst die Erfahrungen jener großen Mehrheit von ehemaligen GULag-Häftlingen überliefer- und rekonstruierbar, denen nicht die Möglichkeit der eigenen schriftlichen Überlieferung gegeben ist. Ihre Erlebnisse und ihr Leiden in der Haft finden sich bislang nur von anderen beschrieben oder vermittelt in den Akten des sowjetischen Repressionsapparates wieder. Nicht allein diese Gegebenheiten fordern eine intensivere, vor allem baldige Hinwendung zu den Opfern, sondern auch die lebensgeschichtliche Begrenztheit ihrer Zeugnisfähigkeit und nicht zuletzt die moralische Verantwortung des Historikers.

Im Mittelpunkt biographischer und zeitgeschichtlicher GULag-Forschungen sollten folgende Themen stehen:

1. die äußeren und inneren Bedingungen, denen Häftlinge in sowjetischen Gefängnissen, Lagern und Verbannungsorten ausgesetzt waren: Aufenthaltssituation, Lagerregime, NKWD-Personal, Arbeitswelt, Ernährung, Hunger, Unterbringung, Hygiene, Häftlingsgesellschaft, Tagesablauf usw.;

2. die differenzierten Verhaltensformen, mittels derer Häftlinge auf die Internierungsbedingungen reagierten, etwa mit rigoröser Anpassung und Routine oder Selbstaufgabe und Apathie, mit Gruppenbildung und gegenseitiger Zuwendung oder Vereinzelung und Konkurrenz u. ä.;

3. die überlebensfördernden Eigenschaften sowie die entfalten Überlebensmuster und -Strategien, die es ermöglichten, Gefängnis, GULag und Verbannung zu überdauern, beispielsweise Nutzung besonderer handwerklicher und hauswirtschaftlicher Fertigkeiten, Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit, ausgeprägte Disziplin und Pflichterfüllung, »Leidensfähigkeit« sowie die Sehnsucht nach Angehörigen, Kindern oder politische Motive.

Aus den Erfahrungen der NS-Forschung lernend, sollten auch die biographischen Vorgeschichten der GULag-Häftlinge und ihr Leben nach und mit dem Trauma Gegenstand histori-

scher Forschung sein. Ebenso muß diese von Anfang an darauf abzielen, die Differenzierungen innerhalb der Häftlingsgesellschaft aufzunehmen und die verschiedenen sozialen, nationalen und politischen Häftlingsgruppen zu berücksichtigen.<sup>5</sup>

### *Frauen im GULag*

Die große Zahl der in der UdSSR über Jahrzehnte verfolgten Frauen macht es zwingend notwendig, von Beginn an die spezifischen Erfahrungen der weiblichen Häftlinge zu beachten.

Wirklich verlässliche Zahlen über den Umfang der Verfolgung von Frauen in der UdSSR zwischen 1933 und 1945 liegen bislang nicht vor. Alexander Solschenizyn gibt für die zwanziger Jahre unter Berufung auf amtliche sowjetische Quellen ein Verhältnis von sechs bis sieben internierten Männern zu einer inhaftierten Frau an. Für die dreißiger Jahre sieht er das Verhältnis »weitgehend ausgeglichen«<sup>6</sup>. Nach den verschiedenen vorliegenden Schätzungen muß davon ausgegangen werden, daß mehrere Millionen Frauen und Mädchen Opfer von Verfolgung wurden und jahrelang im GULag vegetieren mußten.<sup>7</sup>

Wieviele weibliche Gefangene in den GULag deportiert oder nach kurzer Zeit erschossen wurden, ist ebenso ungewiß wie die Zahl der Überlebenden.<sup>8</sup>

Alexander Solschenizyn geht im Kapitel »Die Frau im Lager« seines »Archipel GULAG« auf einige der Besonderheiten ein, denen Frauen im Lager ausgesetzt waren.<sup>9</sup> Dazu gehörten die potenzierte Wirkung von Verfolgung, Untersuchungs- und Lagerhaft auf Frauen, ihr Ausgeliefertsein als Sexualobjekt, schließlich die fortschreitende Zerstörung alles Weiblichen und ihre Umwandlung in mehr oder weniger geschlechtslose Wesen.

Martha Chyz versuchte 1962 mit ihrer Studie »Woman and Child in the Modern System of Slavery - USSR« die besonderen Umstände zu kennzeichnen, denen Frauen und Kinder während der Verfolgung und der Haft im GULag zu widerstehen hatten.<sup>10</sup> Sie stützte sich ebenfalls auf Berichte von Zeitzeuginnen und konzentrierte sich zunächst auf die Darstellung

der äußeren Konditionen in den Gefängnissen, Arbeitslagern und Verbannungsorten (Unterbringung, Arbeitshetze, Versorgung, Hunger, Klima etc.) und geht nur gelegentlich auf die individuellen und kollektiven Verarbeitungs- und Reaktionsmuster der inhaftierten Frauen ein.

Frauen waren Leidtragende, die während ihrer Haftzeit besondere Drangsale und Demütigungen zu überstehen hatten. Die inhaftierten Frauen haben aber auch in solchen Sphären wie Arbeit, Kontaktgestaltung, Widerstandsfähigkeit, Überlebenskampf und anderen Bereichen spezifische Anpassungs- und Gestaltungsstrategien entwickelt. Frauen waren nicht nur passive und leidende Opfer, sondern auch fähig, sich der unmenschlichen Hölle des Lagers - oft besser als Männer - anzupassen und eigenständig, kreativ und nicht selten mit Raffinesse zu erwehren. Erinnerungen von Zeitzeuginnen lassen vermuten, daß aufgrund dieser weiblichen Verhaltensformen und Überlebensmuster (wesentlich) mehr Frauen als Männer das Lager überlebten. Dies gilt es in besonderer Weise zu bewahren, zu rekonstruieren und in das kollektive Gedächtnis einzufügen.

Mehr über das subjektive Befinden in der Haft können wir ausschließlich von den gefangenen Frauen erfahren. Im Verlauf der Nachkriegszeit zeichnete eine kleine Anzahl ehemaliger Häftlinge, meist Intellektuelle, ihre Erlebnisse und Erfahrungen in teils umfassenden Lagerberichten auf. Nach meinem Überblick existieren ca. 30 Erinnerungsberichte von weiblichen GULag-Häftlingen der dreißiger bzw. vierziger Jahre. Gemessen an den Opfern, eine ausgesprochen geringe Anzahl.<sup>11</sup>

Ein Weg zur Erforschung der Häftlingsgesellschaft führt über lebensgeschichtliche Studien, die sich auf schriftliche Erinnerungsberichte und aktuell erhobene erfahrungsgeschichtliche Interviews stützen. Diese können sich allmählich zu einer kollektiven Biographie verdichten lassen, ohne jegliche Verschiedenheit und Widersprüchlichkeit aufzugeben. Folgende biographischen Betrachtungen und Impressionen sollen als Beispiel für dieses Herangehen dienen und zur inhaltlichen wie methodischen Diskussion anregen. Die Darstellung basiert auf NKWD-Akten, schriftlichen Erinnerungsberichten, vor allem

aber auf mündlichen Überlieferungen von 16 ehemaligen deutschen GULag-Frauen, die ich zwischen 1989 und 1993 ausgiebig interviewte. Sie waren Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre als Ehefrauen russischer Männer, Angehörige von deutschen Facharbeitern oder als Emigrantinnen in die UdSSR gekommen. Sie stammten meist aus »einfachen Kreisen« und gehörten zu den bislang »namenlosen« Deutschen in der sowjetischen Emigration. Acht waren Mitglieder der KPD, die meisten anderen sympathisierten mit ihr und dem Aufbau in der Sowjetunion.

### *Gefängnis-Erfahrungen*

Das Thema Haft ist keineswegs nur auf den GULag selbst zu reduzieren. Den Jahren im Lager folgte meist die Verbannung in unwirtlichen Gegenden der UdSSR, die nach dem Willen der Herrschenden lebenslang anhalten sollte. Voraus ging der Leidenzeit im GULag die »Untersuchungs«-Haft im Gefängnis, wo Monate, teils Jahre verbracht worden sind. Eine Zeit, die auf die Inhaftierten eine außerordentliche Wirkung hinterließ und sie quasi für den GULag gewaltsam präparierte.

### *Die Verhaftung*

Die Interviewpartnerinnen sind zwischen 1937 und 1949 in verschiedenen Städten der UdSSR verhaftet worden; zwölf während der »Säuberung« 1936/38, drei in unmittelbarer Folge des Überfalls Deutschlands auf die UdSSR und eine Frau 1949. Mehrheitlich empfanden die Interviewpartnerinnen die Inhaftnahme, auch wenn seit langem ein gepackter Koffer bereitstand, als Schock und Bestürzung, als tiefen emotionalen Einschnitt. Ausgelöst wurde dieser durch die nächtliche Verhaftung, die Hausdurchsuchung sowie die infamen Beschuldigungen des Haftbefehls.<sup>12</sup> Manche der Frauen erlebten die Arretierung aber auch als gewaltsame Entspannung einer psychisch und physisch unerträglich aufgeladenen Phase, die durch anhal-

tende Repression, Verunsicherung und Isolation geprägt war und in deren Folge eine imaginäre »Nähe« zum verhafteten Ehepartner, aber auch die »Klärung« der undurchschaubaren Geschehnisse und die Wiederherstellung der gemeinschaftlichen Vergangenheit erhofft und ersehnt wurde, wie es etwa Mimi Brichmann schilderte.<sup>13</sup> Ähnlich beschreibt Elinor Lipper die Gedankenwelt vieler Menschen während der Jahre 1936/38: »Sie waren unschuldig und fürchteten sich. Sie waren unschuldig und fuhren zusammen bei jedem ungewohnten Geräusch auf der Treppe. Sie waren unschuldig und wälzten sich schlaflos in den Nächten. Bis es geschah - und die Pein des Wartens der Qual der Gefängniszelle wich.«<sup>14</sup>

»Spionage«, »Konterrevolutionäre Agitation« und »Verbindungen« zu »Volksfeinden« dominierten als Haftgründe in den elf vorliegenden Haftbefehlen des NKWD. Drei Frauen wurden als Angehörige ihrer Ehemänner in Haft genommen; ihre Schuld war die Ehegemeinschaft mit »Volksfeinden«.<sup>15</sup> Im Haftbefehl gegen Frieda Siebenaicher vom 26. April 1938 hieß es: »Ehefrau des Mander Lepinlausk, Eduard Davidowitsch, der vom Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR nach der ersten Kategorie als aktives Mitglied einer konterrevolutionären nationalistischen lettischen Organisation und als Agent des lettischen Geheimdienstes verurteilt wurde.«<sup>16</sup> Fünf Frauen bezichtigte das NKWD der Spionage. Besonders sinnfällig drückt sich der Charakter der »Säuberung« in der Haftbegründung gegenüber Käte L. aus. Dort heißt es, sie sei »ausreichend darin überführt (...), daß sie Politemigrantin ist.«<sup>17</sup> Die Begründungen in den Haftbefehlen nahmen die Frauen bestürzt auf. Obgleich ein Teil der Dokumente von den Verhafteten signiert ist, liegt die Vermutung nahe, daß aufgrund der Sprachprobleme, der situationsbedingten Verunsicherung und der Unverfahrenheit der Inhalt des Haftbefehls kaum adäquat zur Kenntnis genommen werden konnte. Die Beschuldigungen überstiegen die Möglichkeiten rationaler Einsicht und vertieften die längst existente Erklärungsnot und Verunsicherung. Für die kommunistisch orientierten Frauen, die sich gegenüber der Partei und deren Politik als besonders treu und ergeben wählten, bedeutete die Verhaftung zudem die Infragestellung ihrer

politischen Identität. Neben dem infamen Inhalt der Beschuldigungen fällt auf, daß die Betroffenen schon in den Haftbefehlen als »zur Genüge überführt« galten. Das Ergebnis stand also von vornherein fest und ließ die »Untersuchung« zu einer bloßen Farce geraten.

Traumatisch wirkte bei den Müttern der Abschied bzw. die gewaltsame Trennung von ihren Kindern.<sup>18</sup> Neun der befragten Frauen hatten Kinder im Alter zwischen ein und zwölf Jahren. Käte L. erinnert sich: »Auf einmal kamen die doch und haben mich mitgenommen, zusammen mit dem Kind. (...) Ich hatte mir allerdings einen kleinen Koffer zurecht gemacht. Aber ich war so aufgeregt. Ich dachte doch nicht, daß die mich mit dem Kind verhaften würden. Das hab ich doch nicht gedacht, daß die mich da festhalten. Dann haben die mir gesagt, ich soll das Kind abgeben. Da hab ich gesagt, ich habe nichts getan, und ich gebe mein Kind nicht weg, ich geb' das nicht her. Ich hab's festgehalten. Und da war dann so ein Weibsbild, die war wahrscheinlich aus einem Kinderheim, und da haben zwei Soldaten mich festgehalten, einer hat mir das Kind vom Arm gerissen und hat's der gegeben, und weg war das Kind. Ich war wieder fix und fertig. (...) Ich war so aufgeregt, daß ich plötzlich meine Menstruation bekommen habe. Und die war so stark, daß gar nichts half. Ich trieb richtig weg. Mich haben die dann in eine Zelle gebracht und einen Arzt geschickt. Aber es hat lange gedauert, bis das Blut sich gestillt hatte.«

#### *Die Aufnahme-prozedur*

Die Inhaftierung bedeutete für die Frauen in vielerlei Hinsicht eine bis dahin unbekanntes seelische und körperliche Erschütterung, die existentes Selbstbewußtsein auf das äußerste gefährdete. Verhaftung und Untersuchungshaft leiteten einen Prozeß der Entwürdigung und Demütigung ein, der die persönliche Integrität sowie die geschlechtliche und politische Identität der inhaftierten Frauen erheblich schmälerte. Diesen Vorgang möchte ich »Depersonalisation« nennen, verstanden als eine planmäßig betriebene Infragestellung der Persönlichkeit der In-

haftierten. Dem diente ein bewußtes und ausgeklügeltes Haftregime. Das Ziel des NKWD war die psychische Zerstörung, die Demoralisierung des Häftlings.

Gerade die Aufnahme-prozedur und die Konfrontation mit den Haftbedingungen zwang die Frauen in den ersten Stunden und Tagen zur Hinnahme gravierender persönlicher Entwürdigungen. Mit Beginn der Verhaftung waren Gespräche und Meinungsäußerungen untersagt, Bitten um Auskünfte oder Erklärungen blieben unbeantwortet. Die Frauen hatten knappen und eindeutigen Befehlen zu gehorchen, mußten während des Transportes oder neben Leidensgefährten in den Aufnahmezellen schweigen. Der Gefängnisalltag war ohne Worte. »Es gab kein Wort, kein gutes und kein schlechtes«, erinnert sich Antonie Satzger.<sup>19</sup> In den meisten Gefängnissen war es den Häftlingen verboten, untereinander zu reden. »Vom Moment der Verhaftung an wird der Gefangene in ständiger Spannung gehalten«, bemerkt Elinor Lipper in ihren Erinnerungen, »was auch immer mit ihm geschieht, wohin er auch immer gebracht wird, keine Wort der Erklärung wird darüber abgegeben. Diese dauernde Ungewißheit, dieses völlige Ausgeliefertsein an eine stumme, unheimliche Macht bewirkt bei jedem Gefangenen das, was es hervorrufen soll: Angst.«<sup>20</sup>

Der weitgehende Ausschluß der Inhaftierten aus der Kommunikation eröffnete den planmäßigen Prozeß ihrer »Depersonalisation«.

Dem diente auch, so es die lokalen Bedingungen erlaubten, die unmittelbare Einlieferung der Frauen in Einzel- bzw. Sonderzellen. Erna Kolbe berichtet: »Nachdem ich aufgerufen wurde, kam ich in eine Einzelzelle. Zwei Tage war ich ganz allein, vollkommen isoliert, abgesehen davon, daß ich Essen bekam. Ich wußte überhaupt nicht, was passiert war.«<sup>21</sup> In eine Stehzelle von circa einem Quadratmeter ohne Sitzgelegenheit wurde Irmgard Schünemann nach ihrer Inhaftierung eingesperrt. »Das war ein unheimlicher Schock«, erinnert sie sich, »aus der Freiheit in diese Zelle.«<sup>22</sup> Antonie Satzger verbrachte die ersten sechs Monate ihrer Haft in einer Einzelzelle. Ihre Isolation war annähernd perfekt. Der Besuch in der Banja, der Gang zur Toilette und der Hofgang erfolgten ohne

Mitgefangene. Selbst die Gefängniswärter entzogen sich ihren Blicken.

Auf schmerzliche Weise nahmen die Frauen den Verlust der begrenzten Freiheit und die Verstoßung aus der menschlichen Gemeinschaft wahr. »Als man in diese Zelle gekommen ist, in das Gefängniszimmer«, so Julie Bevern, »und die Tür ist auf einmal hinter dir zugemacht worden, keine Klinke und nichts, da ist man irgendwie wie eine Irre gewesen, du warst ein gefangener Vogel. Da erst hat man begriffen, was alles mit dir vorgegangen ist. Du warst einfach weg vom Leben.«<sup>23</sup>

Erkennungsdienstliche Behandlung, die Aufnahme von Fotos und Fingerabdrücken, Entkleidung, Duschen in der Banja, Leibesvisitation, Desinfektion, oftmals von männlichem Gefängnispersonal oder Häftlingen vorgenommene Scheren der Körperbehaarung, all dies erschütterte in höchstem Maße die menschliche und geschlechtliche Würde der Frauen. Klara D. erinnert sich: »Allen Frauen wurden die Haare am Körper rasiert. Das machten Männer, Friseure. Da waren dann so junge Frauen und junge Mädchen dabei, das war für die schrecklich, schrecklich. Na, mir war das alles egal. Ich dachte, ich bin ja kein Mensch mehr, ich bin ja jetzt nur eine Nummer. Ist doch egal.«<sup>24</sup> Gleiches erlebte Antonie Satzger: »Gleich wo ich dort ankam, haben sie mir die Haare runter geschnitten, kahl, ganz kahl. Ich mußte mich splitternackt ausziehen. (...) Ich hab mich so geschämt.« Um die Erniedrigung vollständig zu machen, wurden von ihrer Kleidung sämtliche Knöpfe und Schnüre entfernt, so daß sie ihre Sachen mit beiden Händen am Körper festhalten mußte. »Du sahst aus wie ein Lump«, erinnert sich Antonie, »wie eine Vogelscheuche. Da hab ich mich geschämt, ich hab mich so geschämt.« Den entwürdigenden Abschluß fand die Aufnahme-prozedur, wie im Fall von Antonie Satzger, in der fotografischen Dokumentation ihres erbärmlichen Zustandes.

### *Die Haftbedingungen*

Die bewußte »Depersonalisation« vertiefte sich durch die inhumanen Haftbedingungen in den Gefängnissen. Klara D. erinnert

sich an die Haftanstalt in Saratow, in der vor allem auch Gefangene aus Engels interniert waren: »Ich kam in eine Kammer (Zelle, Anm. d. Verf.), eine riesengroße Kammer, dunkel, nur an der Tür war ein kleines, kleines Licht. Und neben der Tür stand auch gleich der Kübel und (die Kammer war) voller Menschen, voller Frauen. Eiserne Betten waren mit Brettern (belegt), und die Frauen lagen dicht bei dicht. Nicht nur so lang lagen sie, auch noch quer, auf dem Fußboden und auch noch unter den Betten. Und jetzt steh' ich da. Wo will ich hin? Ich seh' ja keinen freien Platz mehr. Bis mir irgend jemand unterm Bett zuwinkt: >Komm her, komm her, (wir) rücken auseinander, (wir) machen hier Platz.< Und ich quetsche mich dazwischen, unters Bett. (...) (Die Kammer) war heiß von den Menschen. Die Fenster waren vermauert, nicht nur vergittert, sondern auch noch eine Mauer davor, so schräg eine Mauer vor dem Fenster. Da hat man noch nicht mal richtig Luft bekommen. Ich habe schon zugesehen, daß ich mehr in der Nähe des Fensters lag. Und lag und lag, Tag und Nacht, Mai, Juni, Juli, August (1938) und zwischen den Kriminellen. (...) Und nicht einen Mucks durften wir machen. Die (Kriminellen) haben jetzt noch auf uns rumgehackt, (für die) waren wir die Faschisten, für dieses Packzeug waren wir Faschisten. Und wehe, wenn wir irgendeine Bewegung oder irgend etwas gemacht haben.«

Demoralisierend wirkten auch die häufigen Durchsuchungen der Massenzellen und die wiederholten Leibesvisitationen. Sie dienten einzig dem Zweck, die Insassen zu zermürben und Zwietracht zwischen ihnen zu säen. Eine zusätzliche Demütigung bestand darin, die Razzien vor »sozialistischen Feiertagen« anzusetzen und dadurch den Inhaftierten ein besonderes Gefühl der Unwürdigkeit zu vermitteln.

Eine außerordentliche Belastung stellten für die Frauen die hygienischen Bedingungen in den Gefängnissen dar. Eine tägliche Körperreinigung gab es nicht. Das wenige Wasser, meist kaum mehr als ein Becher, mußte zum Waschen, Zähneputzen und Trinken reichen. Alle acht bis zehn Tage führte man die Frauen für eine kurze Zeit in die Gefängnis-Banja, wo das wenige, zugeteilte Wasser gleichermaßen der Körper- wie Wäschereinigung dienen mußte. Die öffentliche Verrichtung der

Notdurft auf dem Kübel oder der kollektive Vollzug auf Kommando beim verordneten Toilettengang - eine täglich wiederkehrende Pein - waren bedrückende und demütigende Situationen, denen sich die Frauen nur langsam anpassen konnten.

Auch in der kleinen Einzelzelle war der Kübel demoralisierender Alltag. »Du hast den ganzen Tag den Kübel in der Zelle gehabt«, schildert Antonie Satzger, »den durfte ich bloß einmal am Tag ausleeren. Der ganze Uringestank war ständig da. Groß mußtest du ja auch mal. Den Gestank hat man dann auch drin gehabt. Du konntest ja nicht auf Kommando. (...) Und das Schlimmste war, du hast ja kein Papier, kein Klopapier gehabt. Du konntest dich nicht säubern und hast regelrecht gemerkt, wie der Stuhl am Hintern angetrocknet ist.«

Noch bedrückender waren die Belastungen der Frauen während der Menstruation. War dieser biologische Vorgang für die Angehörigen dieser Generation schon unter normalen Umständen nicht unproblematisch, so wurde die Periode im Gefängnis zur Tortur. Völlig auf sich gestellt, ohne jegliche hygienische Mittel, hatten sich die Frauen zu behelfen.

Die Mütter unter den Verhafteten hatten zusätzlich in den ersten Wochen die Trennung von ihren Kindern zu verarbeiten. Die Sehnsucht nach ihnen war eines der dominierendsten und bedrückendsten Gefühle. Frauen ohne Kinder wähten sich glücklich, vor dieser Qual bewahrt zu sein. Die gewaltsame Trennung von den Kindern, die Ungewißheit über ihr Schicksal und die Verweigerung von Kontakten und Wiederbegegnungen waren eine akute emotionale Belastung, ja Gefährdung.<sup>25</sup>

### *Beziehungen unter den Gefangenen*

Die Atmosphäre in den Gefängniszellen, die Situation und das Befinden der inhaftierten Frauen und ihre Beziehungen waren während der »Säuberung« 1936/38 äußerst differenziert und ambivalent. Sie entwickelten sich auf dem Hintergrund der ganzen Spannweite der individuellen Alltagserfahrungen und -prägungen der zwanziger und dreißiger Jahre im allgemeinen und denen der »Säuberung« im besonderen. Diese Erfahrungen

von »draußen«, aus der Zeit »davor«, waren die erste Folie für das Verhalten im Arrest. Die weithin verbreitete Erklärung, Verhaftungen seien »legitime Maßnahmen des Staates« bzw. »es gibt keine ungerechtfertigten Verhaftungen in der Sowjetunion«, hatte für die nun inhaftierten Frauen verhängnisvolle Auswirkungen. Denn die eigene Arretierung wurde oft als Irrtum, als Versehen der »Organe«, die der anderen Häftlinge jedoch als legitim angesehen. Daher stellten gegenseitige Zuwendung und Hilfeleistung unter den Häftlingen in der Untersuchungshaft eher die Ausnahme dar. Aber es gab sie auch, wenn sie sich auch nur langsam und schwerlich entwickeln mochten. Zudem versuchten die NKWD-Behörden von Anbeginn einer breiten Solidarisierung der Gefangenen durch Isolierung und Sprechverbot, gezielte Infiltration mittels Denunzianten sowie ständige Mischung der Häftlinge entgegenzuwirken. Die Überfüllung der Zellen, Beengtheit und Gedränge förderten Neid und Mißgunst um die schmale Gefängnisration oder gute Schlafplätze und wirkten ebenso demoralisierend wie die Vorgänge um den Kübel. Überdies hatten die deutschen Frauen nach wie vor sprachliche Verständigungsschwierigkeiten, was die Kommunikation mit anderssprachigen Frauen erschwerte. Diese Verhältnisse behinderten immer wieder die Etablierung von Zuwendung und Vertrautheit und förderten die Vereinzelung der Häftlinge. Auch von außen hatten die Frauen kaum mehr Beistand und Hilfe zu erwarten, da Ehemänner, Freundinnen und Bekannte meist ihr Schicksal teilten.

Die Umstände der Inhaftierung, die Trennung von Angehörigen und Kindern, die Bedingungen in den Gefängnissen, anhaltende Ungewißheit und Angst führten nicht selten zur Selbstaufgabe. »Es gab eine Menge Frauen, die resignierten, die lagen den ganzen Tag auf ihrer Pritsche und dösten vor sich hin und wurden mit ihrem Schicksal nicht fertig«, erinnert sich Mimi Brichmann. Auch Brunhilde Hebel schildert eine ähnlich deprimierende Grundstimmung: »Manche Frauen schrien und weinten und sehnten sich nach ihren Kindern. Solche Sachen waren, aber gegenseitig sich zanken und denunzieren, das war Gott sei Dank nicht. Nein. Das ist schon allerhand.«<sup>26</sup> Antonie Satzger beschreibt ihre Gefühlslage nach der Verlegung in eine

Massenzelle: »Du warst so mit dir beschäftigt und moralisch niedergedrückt, daß du gar kein Bedürfnis hattest (mit jemand anderem zu sprechen)«. Gleichsam wurde die Gefahr apathischen Verhaltens erkannt und dagegen angekämpft. »Das war alles so deprimierend und so schockierend«, resümiert Mimi Brichmann, »man hatte zu tun, mit den Gegebenheiten fertig zu werden, und nicht einfach in Trübsal zu verfallen.«

Die Angst vor ungebetenen Zuhörern und Spitzeln behinderte Gespräche, die Entfaltung von Gemeinschaftssinn und gegenseitiger Hilfe. »Du bist wahnsinnig vorsichtig geworden, wahnsinnig«, so Antonie Satzger, »jedes Wort hast du abgewogen, um nicht zu viel zu sagen.«

»Man hat nicht gewagt, sich den Menschen gegenüber (zu öffnen)«, erinnert sich Julie Bevern, »weil man sehr mißtrauisch geworden ist. Man hat ja Angst gehabt. Immer waren in solchen Zellen Leute mit eingeschleust, die gemeldet haben irgendwas, wenn mal einer sich geäußert hat, abfällig oder empörend, und die haben das verraten. (...) Vor allen Dingen die Ausländer, die haben sich sehr zurückgezogen verhalten, weil man gespürt hat, also irgend etwas Böses ist da im Gange.«

Elinor Lipper macht auf die unterschiedliche soziale und politische Herkunft der Inhaftierten aufmerksam und verweist auf die Kontinuität vorangegangener Konflikte, Antipathien und gegenseitiger Stigmatisierungen in den Haftzellen. Das Klima unter den Gefangenen ihrer Zelle des Moskauer Butyrka-Gefängnisses beschrieb sie als eine »Atmosphäre des Mißtrauens, der Unaufrichtigkeit, Heimlichtuerei und der Gruppen- und Grüppchenwirtschaft von alten und jungen Parteimitgliedern, von Parteilosen, von Gattinnen großer Männer und von verschüchterten Weiblein vom Lande, die alle in ihrer Geisteshaltung ein getreues Abbild des sowjetischen Lebens in der Freiheit abgaben.«<sup>27</sup>

### *Erklärung der Inhaftierung*

Jede der inhaftierten Frauen fühlte sich als »unrechtmäßig« verhaftet, während die anderen Häftlinge oft als »zurecht« In-

haftierte angesehen wurden.<sup>28</sup> Diese Interpretation der Verhaftung war Teil der mentalen Kontinuität, mit der die Frauen ins Gefängnis gingen, und die sie nur unter beträchtlichen Mühen überwinden konnten. Insofern schienen anfangs gerade den kommunistisch orientierten Häftlingen die Wachmannschaften und Untersuchungsbehörden des NKWD näher als die eigenen Mithäftlinge. Symptomatisch für dieses Phänomen ist eine Schilderung von Erna Kolbe. Sie berichtet heute voller Scham über die Ausstoßung und Isolierung einer Tschechin durch die gesamte Belegschaft der Zelle, da sie behauptet hatte, von ihrem Untersuchungsrichter geschlagen worden zu sein.<sup>29</sup> Die Suche nach Erklärungen für die eigene Verhaftung und die Massenverhaftungen spiegelte das ganze Dilemma der Kommunistinnen bei der Bewahrung oder Infragestellung ihrer politischen Identität. Gerade sie hatten sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, als treu agierende Parteimitglieder von den Sicherheitsbehörden ihrer eigenen Partei wegen »Spionage«, »antisowjetischer Agitation« oder anderer Delikte als »Volksfeinde« und »Konterrevolutionäre« verhaftet worden zu sein. Der Versuch, die politische Identität soweit wie möglich zu bewahren und nicht in Frage zu stellen, bedingte maßgeblich die Interpretation der eigenen Verhaftung. Die Mehrheit der Frauen betrachtete ihre eigene Verhaftung als »Irrtum«, der sich schnell aufklären und damit zur Entlassung führen würde.<sup>30</sup> »Als ich in die Haftzelle kam«, so Adele Schiffmann, »da hab ich gedacht, die haben alle irgendwas ausgefressen, bloß ich nicht, bei mir ist es ein Irrtum, der sich aufklären muß. Man hat sich nicht denken können, daß man (ohne Schuld eingesperrt bleiben kann). Man hat doch nichts gemacht. (...) Ich habe gedacht, jemand hat etwas über mich gesagt und deshalb haben die gegen mich etwas. Es wird sich aufklären. Es ist ja nichts vorhanden und die andern haben wahrscheinlich alle was auf dem Kerbholz.«<sup>31</sup> Brunhilde Hebel berichtet: »Viele, die in die Zelle kamen, gingen gar nicht erst weiter. Und wenn man sagte: »Nun komm schon rein«, bekam man die Antwort, »wieso denn, ich geh ja gleich wieder, ich bin unschuldig, ich hab ja nichts getan.«

Auf dem Höhepunkt der Säuberung oder in späteren Jahren

erschien die Verhaftung als Schicksalsschlag, der viele Menschen traf und ohnmächtig angenommen werden mußte. »Es gab überhaupt keine Erklärung dafür«, so Irmgard Schöne- mann, »es war eben so. Furchtbar. Man wußte gar nicht, was man denken sollte. Wieso machen die sowas? Was für ein Recht haben die dazu? Aber, wenn du gesehen hast, wie viele Russen darunter leiden mußten. Und die haben alles hingenommen. Man konnte sich ja nicht wehren. (...) Die haben das alles so hingenommen. Natürlich wurde gesagt, wir sind unschuldig. Das haben wir gesagt, aber in einem ruhigen Ton, so arme Frauen, die sehr bedrückt waren. Aber, wir mußten es hinnehmen, was sollten wir denn machen?«

Für das einzelne KPD-Mitglied war unter den Bedingungen der Emigration und der »Säuberung« das Parteiverhältnis zu einer existentiellen Frage geworden. Der politischen Gewohnheit folgend, war auch in der Haft zu allererst das persönliche Verhältnis zur Partei zu klären, d. h. darüber nachzusinnen, wie es zur eigenen Verhaftung hatte kommen können. »Ich habe immer im Kopf gehabt«, so Erna Kolbe, »warum hat's dich betroffen, wo hast du dich schuldig gemacht?«<sup>32</sup> Bei der Suche nach einer Erklärung stellte Erna Kolbe einzig sich selbst zur Disposition. Hier vermutete sie die Ursache für die Verhaftung, nicht in den staatlichen Repressionsorganen. Damit tradierte sie das klassische Beziehungsmuster zwischen »Partei« und »Genosse«, nach dem nur der einzelne Schuldner gegenüber der Partei sein könne und nicht umgekehrt.<sup>33</sup> Das individuelle Verhältnis zur Partei war zu klären, weniger das zu den anderen Mithäftlingen, noch weniger die Ursachen der Massenverhaftungen. Auch bei der Suche nach Erklärungen des Geschehens war ein Miteinander der Häftlinge selten und blockierte die Herausbildung eines realistischen und produktiven »Feindbildes«.

Wurden überhaupt Täter benannt, so waren es die unmittelbaren Akteure, die Denunzianten und die Schergen des NKWD. Antonie Satzger personalisierte schließlich die Täter und löste sie aus dem politischen Kontext: »Ich hab mich nicht allein als Opfer Stalins, sondern als Opfer des NKWD (...) mehr noch als Opfer einer Denunziation betrachtet. (...) Daß du dir gesagt hast, welches Schwein hat dich denn so reinge-

legt. Hast doch ehrlich gearbeitet und alles gegeben, warst Bestarbeiter (...) und auf einmal bist du sozusagen ein Faschist. Das hat mir so weh getan.«

Einige Frauen entwickelten »Abwehrmechanismen«, die ihnen suggerierten, sich als Teil eines scheinbar logischen, zumindest aber verständlichen Geschehens zu betrachten. Das quälende Bewußtsein, von der eigenen Partei verstoßen zu sein, paarte sich mit dem Versuch, ihre Maßnahmen als »politisch notwendig« zu begreifen und den »Irrtum« bzw. das Opfer nicht nur apathisch, sondern bewußt tragen zu können. Das schier unüberwindbare ideologische Ghetto und die zuvor rezipierten Politikmuster blockierten eine realistische, der bedrohlichen Situation entsprechende Wahrnehmung. Besonders der Topos »kapitalistische Einkreisung« wurde in diesem Zusammenhang benutzt, um die eigene Verhaftung zu erklären. Mimi Brichmann argumentiert: »Wir wußten ja, daß Hitler (einen Krieg) vorbereitet. Und wir waren uns darüber klar, daß man uns als Deutsche aus dem faschistischen Deutschland nicht trauen kann, daß man uns ja nicht ins Herz gucken kann und uns einfach als Vorsichtsmaßnahme isolieren muß, (...) und das wird sich schon irgendwann wieder aufklären. Wir mußten uns ja irgendwie einen Schutzgürtel bauen, sonst wäre man ja verzweifelt. Das hat uns irgendwie den Rücken gestärkt, daß wir uns sagten, das ist ein Irrtum, bedingt durch den Hitlerfaschismus, und es wird schon wieder ins Gleis kommen.«

Bei drei der acht in der KPD organisierten Frauen führte die eigene Verhaftung zu Desillusionierungen gegenüber ihrer Bewegung. »Das Wort >Genosse< wollte ich nie mehr hören«, rekapituliert Klara D., »das Wort >Partei< wollte ich nie mehr hören, gar nichts. Ich war mit allem fertig, vollkommen.« Mimi Brichmann hatte später im Lager geschworen, sich »nie wieder einer politischen Organisation anzuschließen.«<sup>34</sup>

Der Suche nach Erklärungen lag lange Zeit nur das eigene Schicksal zugrunde. Den Verhaftungen als Massenphänomen konnten sich die Frauen zwar nicht entziehen, sie wurden aber anfangs kaum in die Überlegungen einbezogen. Die politische Befangenheit der Inhaftierten blockierte in der Haft über einen langen Zeitraum Erkenntnisprozesse. Elinor Lipper läßt in

ihren Erinnerungen eine Mitgefangene sagen: »Wie eine Mutter alles, was ihr ungeratenes Kind tut, zu bemänteln und umzudeuten sucht, so nahmen wir alles, was den Sowjetstaat betraf, in Schutz.«<sup>35</sup>

Die anhaltende physische und psychische Zersetzung der Häftlinge wurde zunächst durch den Umstand verschärft, tage- und wochenlang auf das erste Verhör und die erhoffte Erklärung des Geschehens warten zu müssen. »Aus der ruhigen Selbstsicherheit des Unschuldigen, mit der er die Zelle betrat«, konstatiert Elinor Lipper, »wird die hysterische Schlaflosigkeit des Wartenden, der allnächtlich bei jedem Geräusch und bei jedem Ausruf wie elektrisiert in die Höhe fährt.«<sup>36</sup> Vorwiegend nachts wurden die Frauen zum Verhör aus der Zelle geholt. Fast allen verwehrte man während der Vernehmung Dolmetscher. Am Ende des Verhörs nötigten die NKWD-Untersuchungsführer die Häftlinge, teils mit physischer oder psychischer Gewalt, das Protokoll zu unterzeichnen, wenn sie es nicht aus Angst oder naivem Glauben heraus taten. In Ermangelung schriftlicher oder gegenständlicher Beweise hatten die Verhöre durch vorgespielte Freundlichkeit, verschiedene Formen der Folter, Denunziationen und Gegenüberstellungen mit präparierten oder willfährigen »Zeugen« das Eingeständnis der unterstellten Verbrechen sowie Namen und »Verbindungen« für neue Verhaftungen und Anklage-Amalgame zu erbringen. Auf der Grundlage der fingierten bzw. erpreßten Aussagen wurde die »Untersuchung« nach einer bestimmten Zeit, auch ohne »Geständnis«, abgeschlossen.

Das Aufnahmeverfahren und die inhumanen Haftbedingungen machten aus den Frauen rechtlose Häftlinge, aus denen binnen weniger Tage und Wochen verängstigte und demoralisierte Menschen wurden. Definierung als Schwerverbrecher, Zerstörung der äußeren Symbole weiblicher Existenz, Verschluss in einer Massenzelle, Verweigerung notwendiger hygienischer Normen, Entzug der Mutterschaft und jeglichen Kontakts nach Draußen, ausbleibende Erklärungen - all diese Faktoren unterminierten die Identität der Frauen. Zwangsläufig mußte unter diesen Umständen vorhandenes Selbstbewußtsein schwinden und die Verunsicherung zunehmen. Sich diesem

brutalen Zwangssystem auf spezifische Weise angepaßt, ohne sich vollständig ausgeliefert zu haben, muß als besondere Leistung der inhaftierten Frauen gelten, zumal dieser Vorgang meist in innerer Einsamkeit bewältigt wurde. Nach Monaten der Gefängnishaft veränderte sich unter dem Eindruck eigener qualvoller Erfahrungen bzw. denen der Mithäftlinge Wahrnehmung und Deutung des Terrorsystems, ohne jedoch dessen politische Ursachen durchschauen zu können. Offenkundig zeigte sich die Umorientierung sowohl in der Annäherung zwischen den Häftlingen, der wechselseitigen Öffnung für biographische Erfahrungen, der Wahrnehmung der Mitgefangenen als Leidens- und Schicksalsgefährtinnen und in der zunehmenden Verweigerung gegenüber den Wachmannschaften und Untersuchungsrichtern des NKWD.

#### *Lager-Erfahrungen*

##### *Eva B., 37 - »Spez.-Lager« Postkasten 26*

Nach der Verhaftung ihres Ehemannes Karl im Januar 1936 wurde Eva B. Ende des gleichen Jahres mit ihren zwei Kindern (ein und vier Jahre alt) nach Sari Agatsch (Kasachische SSR) verbannt. Sie arbeitete in der landwirtschaftlichen Produktion und besserte durch privates Nähen das Haushaltsbudget der Familie auf. Das gesamte Leben bestand einzig in der Existenzsicherung. Im Herbst 1937 wurde Eva B., 39jährig, vom NKWD in Alma-Ata verhaftet und als »Angehörige der Familie eines Feindes des Volkes« zu acht Jahren Lager verurteilt. Es folgte eine zweijährige Odyssee durch verschiedene Gefängnisse, bevor man sie im »Spez.-Lager« Postkasten 26 in der Nähe von Akmolinsk (Kasachische SSR) internierte. In diesem Lager wurden, anders als sonst üblich, überwiegend Frauen von politisch exponierten Personen und Ausländern inhaftiert, die als »Familienangehörige« verurteilt waren. Abweichend von der Regel, hatten die Frauen die »Vergünstigung«, die gesamte Haftdauer in diesem Lager zu bleiben. Dadurch waren sie von fortwährenden Etappen (Transporten), immer wieder neuen Lagern und deren personellen und lokalen Besonderheiten ver-

schont. Auf lange Sicht konnte sich so eine stabile Häftlingsgemeinschaft herausbilden, der es eher gelingen konnte, den Unbild des Lageralltags zu begegnen. Eine weitere Eigenart war, daß, anders als sonst üblich, mehrere deutsche Häftlinge sich über Jahre in ein und dem selben Lager aufhalten durften. Zu weiteren Besonderheiten des Lagers dürften auch eine bevorzugte »Kulturarbeit« und medizinische Betreuung gehört haben. Eva B. berichtet von einer Bibliothek (mit einigen deutschsprachigen Titeln), gelegentlicher Zeitungslektüre, einem Sprachzirkel, in dem sie Russisch lernte, sowie von Konzerten und Kinoveranstaltungen außerhalb des Lagers, die teils von Häftlingen gestaltet und besucht werden durften. Selbstverständlich können über die Absurdität derartiger Unternehmen kaum Zweifel aufkommen. Die Häftlinge nutzten die »Kulturarbeit« jedoch als eine der wenigen Gelegenheiten, Ablenkung und Beruhigung von einem menschenunwürdigen Alltag zu finden.

Das Lager umfaßte ca. 6.000 weibliche Häftlinge, die in Baracken zu je 300 bis 350 Gefangenen untergebracht waren. Das Lager befand sich mitten in der Steppe und wurde vermutlich 1936/37 eingerichtet. Außerhalb der »Zone« standen nur die Wohnhäuser der Lagerleitung bzw. der Wachmannschaften, der »Kultur-Klub« sowie eine Anzahl Wirtschaftsgebäude. Als Wirtschaftszweige des Lagers dominierten Landwirtschaft und Textilproduktion, die sich aufgrund der Zwangsarbeit Tausender Häftlinge im Laufe der Jahre zu ansehnlichen Produktionsstätten entwickelten. Die Verwaltung der Produktionsstätten und die Organisation der Arbeit oblag inhaftierten Ingenieurinnen, Architektinnen und anderen Spezialistinnen. Sie hatten für die Erfüllung der von der Lagerverwaltung vorgegebenen Produktionsziffern zu sorgen.

Eva B. betrachtete ihre Überstellung ins Lager, nach den Jahren der Enge und des Miefs im Gefängnis, mit einer gewissen Offenheit und begrenzten Hoffnungen. Die sie umgebende Natur und das lange vorenthaltene Himmelszelt nahm sie begierig in sich auf. Im Gegensatz zum Gefängnis wurde im Lager das Massenphänomen zur zwingenden Realität, das gleichsam eine Relativierung des eigenen Schicksals und eine Entspannung

der psychischen Belastungen beförderte. Die Verortung des eigenen Schicksals in der Lagergemeinschaft gestattete Eva B. schließlich einen versachlichten Umgang mit ihrem eigenen Leidensweg und trug maßgeblich zu ihrem Überleben bei. Rückblickend auf ihre Gefängnishaft erinnert sie: »Später, im Lager, hat sich das alles gesetzt wie Erdschichten, daß man ganz ruhig diese Formationen betrachtete und sachlich darüber berichtete, ja mit einer gewissen Ironie oder Galgenhumor (betrachtete).« An anderer Stelle heißt es: »Nach kurzer Zeit war man so in diese Schablonen gepreßt, daß man plötzlich so etwas wie eine Schutzhaut hatte, und plötzlich gab es eine gewisse Derbheit. (...) Ich dachte, siehst du, so ist es dir gegangen, du bist reingekommen und in eine Schablone gepreßt und hast eine bestimmte Kaltschnäuzigkeit bekommen. Das war ja nur ein Glück, denn wer die nicht hatte, der konnte ja direkt verrückt werden.«

Mit Ausbruch des Krieges 1941 glich sich das »Spez.-Lager« dem allgemeinen Gulag-Regime an. Die politischen wurden zunehmend mit kriminellen Häftlingen und deren bedrohlichen Machtansprüchen konfrontiert. Eva B. entsinnt sich des Monologs einer Mörderin: »Wer bist du denn? Du bist wohl eine Achtundfünfzigerin? Du bist eine Spionin, eine Verräterin am Kommunismus, ein Vaterlandsverräter. Aber wir Kriminellen, wir sind sowjetische Leute.«

### *Arbeit und Hunger*

Das dominierende Faktum des Lageralltags war der Dualismus von Arbeit und Hunger. Jeder Häftling war diesem Konnex ausgeliefert, der letztlich über Tod und Leben bestimmte und wenig Raum für uneigennützig Beihilfe oder Gemeinschaftsgeist ließ. Die Höhe der Normerfüllung bedingte die Größe der Verpflegungsration, diese wiederum die künftige Leistungsfähigkeit. Hundert Prozent bedeuteten 600 Gramm Brot und eine Suppe zu Mittag. Am Ende blieb Hunger. Die Normerfüllung - ein auf die einzelne Arbeitskraft berechneter Prozeß - war trotz der Massen von Häftlingen, wie der Verzehr der nor-

mierten Hungerration, ein individueller, ein einsamer Vorgang. Intellektuelle (Eva B. war einst Erzieherin gewesen) hatten aufgrund ihrer mangelnden manuellen Fähigkeiten größere Probleme, andauernde Zwangsarbeit zu bewältigen, als Frauen proletarischer oder bäuerlicher Herkunft. »Das war etwas über meiner Kapazität, weil ich nie körperlich gearbeitet hatte, vor allem bei dieser schwachen Kost. Ich war schrecklich abgemagert. (...) Das tägliche Brot spielte eine sehr große Rolle. (...) Man kann sagen, zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Allerdings, mit dem Leistungsprinzip gab es ja immer Zusatz und alle, die leistungsfähig waren, die konnten dazuverdienen. Da gab es Gebäck, sogar zusätzlich Brot zu kaufen. Wir verdienten ja auch etwas (...) Geld. Schließlich sagten wir, wenn wir in der Freiheit sein würden, wollten wir weiter nichts, als nur immer genügend Brot und saure Milch.« Für Eva B. war nicht nur die schwere körperliche Arbeit in der Landwirtschaft gänzlich ungewohnt. Hinzu kam der dauernde Streß der Normerfüllung, den sie erst allmählich zu beherrschen lernte. Am meisten bedrückte sie allerdings die Ausführung fremdbestimmter Tätigkeit. Die Verrichtung normierter Zwangsarbeit widersprach unmittelbar den bisherigen Arbeitsgewohnheiten der ehemaligen Reform-Pädagogin und kostete erhebliche Überwindung. Einer glücklichen Fügung verdankte sie schließlich eine Arbeit, die ihre praktischen wie intellektuellen Fähigkeiten anspornte und ihre Erinnerungen über die Lagerarbeit dominiert. Sie erhielt die Aufgabe, aus Nesselstoff Bandagen für die Krankenstation des Lagers zu entwerfen und anzufertigen. »Und da hatte ich Glück«, entsinnt sich Eva B., »da kam ich runter von der Leistung (der Norm, Anm. d. Verf.). Da bekam ich ein festes >Grundgehalt<, und ich konnte ungestört arbeiten. (...) Das spielte für mich in der ganzen Entwicklung und Leidenszeit, eigentlich gefühlsarmen Zeit, eine große Rolle, daß ich mich hier schöpferisch betätigen konnte.« Eva B.s handwerkliche Fähigkeiten im Nähen wurden zur Basis des Überlebens überhaupt: »Wenn dir der Lebensfaden abgeschnitten wird und dein Vorsatz im Leben, eine kleine Familie zu haben, plötzlich unter den Füßen weggezogen wird, dann bist du in einer ganz neuen Situation, dann mußt du auf neue (Art) ir-

gendwie Wurzeln fassen und dir irgendwelche Werte schaffen. Sonst wirst du ja verrückt. Da denke ich heute immer an die Worte, an den Rat, den mir mein Mann gegeben hat: >Ich habe keine Sorge um dich, du wirst arbeiten.< Das ist mir früher gar nicht bewußt geworden, erst jetzt wo ich mein Leben durchdacht habe. (...) Und so habe ich mich dann eingestellt. So hab ich mich gekümmert, daß ich eine Brille hatte, und wenn da irgendwo eine Nähmaschine war, dann werd' ich eben nähen.« Befriedigt erinnert sie sich an die damalige Anerkennung ihrer Arbeitsergebnisse und die Erteilung weiterer Aufträge. Der Lagerleiter hatte selbst eine Ausstellung von Arbeitsprodukten der GULag-Häftlinge zusammenstellen lassen, in der sich auch ihre Produkte fanden. Freilich dürfte es dem Lagerkommandanten weniger um die Würdigung der Arbeitsleistungen der Häftlinge gegangen sein als darum, sich seiner vorgesetzten Stelle zu empfehlen, das Arbeitsethos und die Konkurrenz der Frauen anzustacheln und die Leistungsbereitschaft der Häftlinge weiter auszubeuten.

Aus der Normerfüllung resultierende Konkurrenzmechanismen behinderten ein solidarisches Zusammenleben der Inhaftierten. Dieser Umstand findet sich vermittelt auch in den Erinnerungen von Eva B. Weniger wurde auf die Häftlinge geschaut, die die Norm selten erfüllten, als auf die Überbieter. Dauernde Übererfüllung erwirkte eben nicht nur die »Prämbljuda«, das Prämiengericht, sondern auch die sukzessive Steigerung des Pensums. Die ungleichen beruflichen Voraussetzungen und deren Verwertbarkeit im GULag differenzierten die Häftlinge. Auch deren Alter und Mobilität in der »Grauzone« des Lagers, in der es um Posten und Privilegien ging, beeinflussten die individuellen Überlebensbedingungen. Eva B. resümiert: »Es war gefährlich für die, die schon älter waren und die keine Reserven mehr hatten. Die Jungen konnten sich noch nebenbei, nach der Arbeitszeit dazu verdienen. Alle >Dienstleistungen<, die im Lager angeboten und ausgeführt wurden, sind mit Brot bezahlt worden.«

### *Beziehungen unter den Häftlingen*

Außer den spezifischen Wirkungen des Konnexes von Arbeit und Hunger waren es vor allem die internalisierten Denk- und Handlungsmuster des »Sowjetalltags«, die auf die Beziehungen der Häftlinge Einfluß nahmen. Im Lager setzte sich der individuelle Verhaltenskodex unter den Bedingungen des Überlebenskampfes modifiziert fort und verschärfte sich partiell. Die Unerklärbarkeit des Geschehens blieb bei den meisten politischen Häftlingen auch im Lager vorherrschend und trug dazu bei, Solidarisierung und Opposition zu blockieren. Ebenso gestatteten die existentiellen Zwänge des Lageralltags, vor allem die fortschreitende physische und psychische Erschöpfung, kaum eine anhaltende Erörterung der Verhaftungen. »Im Grunde waren alle Kommunisten von vornherein überzeugt, daß die Sowjetunion die Heimat aller Werktätigen ist«, so Eva B., »(ihre Verhaftung) war wie ein Sturzbad, von dem sie nicht richtig zur Besinnung kamen, um darüber noch Überlegungen anzustellen. Dann muß man die Disziplin in einem Lager (in Rechnung stellen). (...) Die ist so, daß ein Mensch vollkommen in einen Tagesrhythmus eingespannt ist und zum Nachdenken überhaupt kaum, überhaupt gar nicht kommt. Denn sogar bei der Arbeit, beim Stricken oder beim Sticken, da hab ich nie nachgedacht, weil ich so aufmerksam arbeiten mußte. (...) Man hat ja immer auf die Zeit geachtet. (...) Wenn man nur ein bißchen zurückblieb, dann war das Brot futsch. Dieses tägliche Brot und dadurch Leistung zu erzwingen, das spielte solch eine Rolle, daß es alles (andere) ausschaltete. Und in den Lagern wollte man das ja auch.« Und an anderer Stelle heißt es: »Wir hatten im Winter nasse Füße. Dann mußten die Fußlappen aus unseren Überschuhen getrocknet werden. Und das war eine Lebensfrage, ob man die Fußlappen (trocknen konnte) oder irgendwelche nassen Lumpen nehmen mußte. Darüber vergaß man den Kommunismus und alles. So war die Lage im Lager, daß man wirklich nicht viel nachdachte oder direkt theoretische Gespräche begann.«

Darüber hinaus herrschten auch im Lager Mißgunst und Neid, grassierten Angst und Denunziantentum. Eva B. erinnert

sich: »Die Russen hielten sich im allgemeinen sehr zurück. Und wir Deutschen unter uns auch.« Wenn es denn überhaupt zu politischen Gesprächen kam, die schnell an der Grenze des Subversiven lagen und damit höchst gefährlich waren, sondern sich die Kommunistinnen ab. Die Zeitzeugin entsinnt sich einer Situation, in der sie ungewollt Beobachterin eines Gespräches wurde, in dem Verhörmethoden des NKWD erörtert wurden: »Gespräche gab es meist in sehr kleinen Kreisen. Auch wenn so Fälle erzählt wurden, wo berichtet wurde über (Folterungen beispielsweise). Das habe ich zufällig am Rande (gehört), wo ich nicht beachtet wurde. Mir gegenüber hätten sie das nie (geäußert), wie Aussagen vor einem glühenden Ofen erzwungen wurden. Als mich (die Frauen) sahen, unterbrachen sie das Gespräch.«<sup>38</sup>

Das menschliche Bedürfnis nach engen und vertrauensvollen Freundschaften blieb trotz aller Drangsale des Lageralltags bestehen und war Sinnen und Trachten der meisten Häftlinge. Oft wurde die Nachbarin auf der »Nare« (Pritsche) oder die Arbeitskollegin zur vertrauten Freundin, der die eigene Vergangenheit oder Kümernisse und Hoffnungen des Lageralltags anvertraut wurden. Sie halfen über schmerzliche Erinnerungen hinweg und konnten kleine Freuden stiften. »Es haben sich viele Freundschaften zwischen Frauen gebildet«, so Eva B., »das war einfach die Anhänglichkeit, daß man eben einen Menschen haben wollte, dem man vertrauen konnte.«<sup>39</sup> In diesen nach außen abgeschlossenen Lagerfreundschaften, meist Zweier- oder Dreiergemeinschaften, halfen die Frauen auch körperlich geschwächten Häftlingen bei der Normerfüllung oder besserten deren Verpflegungsration auf. Sie erinnert sich daran, wie anlässlich eines »Feiertages« eine Praline, die in einem Paket ins Lager kam, in vier Teile geschnitten wurde. Auch andere Formen gegenseitiger Hilfe sind überliefert. Sie waren nicht selten mit Gefahren verbunden. Die Entwendung von Nahrungsmitteln aus der landwirtschaftlichen Produktion beispielsweise wurde als Diebstahl »sozialistischen Eigentums« mit Erhöhung der Frist bestraft.

Die geschlechtsspezifische Entwürdigung der Frauen setzte sich nach der Untersuchungshaft im Lager fort. Eine schmerzli-

che Erfahrung war der Verlust der weiblichen Identität und die zunehmende »Versachlichung« des Geschlechts. Einzig das Ausbleiben der Menstruation wurde als Segen empfunden. Die Kleidung verwandelte sich zusehends in verschnürte Lumpen, die, so gut es ging, vor der Kälte im Winter und den Stechmücken im Sommer schützen sollten. An den Füßen trugen die Frauen verschnürte Stoffabfälle oder Teile zerschnittener Gummireifen, die in eigener Arbeit gefertigt werden mußten. Solange die Frauen unter sich waren, wurde der Verfall kaum registriert. Das Auftauchen von Männern im Lager verdeutlichte erst den Verlust der Weiblichkeit.

Besonders qualvoll wirkte der Entzug der Mutterschaft und die Trennung von den Kindern. Dieser Verlust war allgegenwärtig und konnte wohl am schwersten verdrängt werden. Eva B. wurde in Akmolinsk während eines außergewöhnlich verregneten Sommers eingeliefert. »Die Häftlinge des Lagers (...) sagten«, entsinnt sie sich, »dieser Regen sind die Tränen, die die Frauen geweint haben, als sie ins Lager kamen und von ihren Familien getrennt wurden.« Nach ca. drei Jahren erhielt Eva B. die Erlaubnis, sich nach ihren Kindern zu erkundigen. Nachdem sie durch langwierige Nachforschungen die Heimadresse ihrer Tochter ermittelt hatte, fügte sie in ihrem ersten Brief u. a. einige kleine Porträtzeichnungen bei. Daraufhin erhielt sie die Antwort einer Erzieherin: »>Ihre Tochter hatte sich nach den Jahren der Trennung beruhigt<, teilte man mir mit, >und nicht mehr nach der Mutter verlangt.< Aber durch den Brief und die Zeichnungen hat sie sich an mich erinnert und einen Nervenzusammenbruch (erlitten). Sie wurde in ein Erholungsheim geschickt, wo sie besonders gut gepflegt wurde. Und da schrieb (die Erzieherin): >Machen Sie das nicht mehr. Aber, sie hat sich jetzt soweit beruhigt, daß sie Briefe schreiben kann.< Ich wollte ja nur, daß sie sich an mich erinnert.«

Nach annähernd neun Jahren wurde Eva B. aus dem GULag entlassen, nach Karaganda kommandiert und auf »ewig« verbannt. Ihr Traum, endlich auf der andern Seite der »Zone« zu leben, währte nur kurz. Das Gefühl des Eingesperrtseins blieb. Der Alltag änderte sich, wenn überhaupt, erst nach Jahren erneuter Anpassung. Angespannte Arbeit und »Selbstversor-

gung« disziplinierten ebenso wie das Lager, nur die »Zone« war etwas größer geworden. In den letzten Jahren ihres Aufenthaltes in der UdSSR gelang es Eva B., eine befriedigende Arbeit zu erhalten. Die Wiederbegegnung mit den Kindern war von Wehmut und Angst gezeichnet, ihre Beziehungen blieben fortwährend angespannt. In einem noch in Karaganda verfaßten Lebenslauf fand Eva B. über ihre zehnjährige Verbannungszeit nur die Worte: »1946 kam ich nach Karaganda, wo ich zwei Jahre in einer Schneiderkooperative und von 1948 ab im hiesigen Krankenhaus als Garderobenfrau arbeitete.«<sup>40</sup>

*Adele Schiffmann: »Da war nichts mehr drin.«*

Am 10. Februar 1938 wurde die Familie Schiffmann, einschließlich des 12jährigen Sohnes, in Smolensk verhaftet. Sie sahen sich nie wieder. Die »Troika« des Smolensker NKWD verurteilte Adele Schiffmann am 28. September 1938 nach Paragraph 58/6 als »Agentin der deutschen Aufklärung« zu zehn Jahren Lager.<sup>41</sup> Anfangs war sie im Wjat-Lag (Gebiet Kirow) und im Lager Kotlas (Gebiet Archangelsk) interniert.<sup>42</sup> Nach einem Aufenthalt im Moskauer Butyrka-Gefängnis im Jahr 1940 - das NKWD erwog die Auslieferung der Jüdin und Kommunistin an Nazi-Deutschland (!) - internierte man die 35jährige im Temnikowsker Lagersystem in der Mordwinischen ASSR.

In den Erzählungen über das Lager beschreibt Adele Schiffmann vor allem drei Erinnerungsfelder: 1. Die Ohnmacht gegenüber den Kriminellen, 2. den Konnex von Arbeit, Norm, Ration und Hunger sowie 3. die Ambivalenz von Resistenz und psychischer Zerrüttung. Diesen Erfahrungen versucht der folgende Exkurs nachzugehen.

*Die Ohnmacht gegenüber den Kriminellen*<sup>43</sup>

Adele Schiffmann beginnt ihre Lagererinnerungen mit einer Erzählung, in der sie schildert, wie sie schon in der ersten Nacht der Habgier krimineller Häftlinge zum Opfer fiel.

Während sie schlief, stahl man ihr und anderen Neuankömmlingen die verbliebene Habe unter dem Kopf weg. Nach ihrer Einlieferung ins Lager führte die NKWD-Lagerverwaltung die politischen gegenüber den kriminellen Häftlingen regelrecht vor und definierte deren unterschiedliche Rängebenen: »Man stellte uns hier auf und gegenüber die >Urkis<. So nannten wir die Verbrecher. Und dann sagte man: >Hier seht sie Euch an, das sind die Feinde, das sind unsere Feinde und die haben Euch zu gehorchen. Ihr habt zwar dies und jenes gemacht, aber Ihr seid echte Russen. Das sind Vaterlandsverräter und unsere Feinde. (...) Seht sie Euch genau an und paßt auf sie auf!« Immer wieder kommt Adele Schiffmann auf die Rolle der kriminellen Häftlinge zurück, die im Auftrag der Lagerverwaltung den Alltag im Lager kontrollierten und bestimmten. Sie arbeiteten als Baracken-Älteste ebenso wie als Leiterinnen von Arbeitsbrigaden oder Verteilerinnen der kargen Verpflegung. Sie vergaben die Arbeit, unterschlugen Nahrungsmittel, beraubten die politischen Häftlinge ganz offen und drohten mit Gewalt: »Die haben die Verteilung des Zuckers unter sich gehabt. Zwei Stückchen gab es im Monat. Wir haben aber immer bloß die Hälfte bekommen. Da durfte man aber nichts sagen, daß du nicht den vollen Anteil bekommen hast. Die Kriminellen haben mir auch meine Filzstiefel von den Füßen gezogen. Das mußte man sich alles gefallen lassen. (...) (In der Baracke) war eine Verbrecherin, die der Hauptaufseher war. Die mußte aufpassen und (melden) (...), wenn irgendwas nicht in Ordnung war. (...) Der ist man möglichst aus dem Weg gegangen, (...) um nicht unnützlich in Konflikt zu kommen. (...) Die hat also alles kommandiert, wo sauber gemacht wird, wenn sich jemand krank gemeldet hat, dann mußte sie das weitergeben. (...) Die hatte ihr Extrabett in einer Ecke gehabt, und hatte nur aufzupassen. Das war eine schlimme Verbrecherin, die nicht mehr lange zu sitzen hatte, die war nun verantwortlich für alles.«

Der Effekt dieser von »oben« installierten »Selbstverwaltung« der Häftlinge war ein doppelter: Lagerverwaltung und Wachpersonal des NKWD konnten sich aus den massivsten Konflikten heraushalten, gegebenenfalls als »Schlichter« auftreten und ihr Erscheinungsbild bewahren und teils partiell auf-

werten. Antipathie, Haß, Opposition und unter Umständen Widerstand der politischen Häftlinge galt vorrangig den Kriminellen und ihren Machenschaften und weniger den offiziellen Lagerorganen.

#### *Arbeit, Norm, Ration und Hunger*

Adele Schiffmann konzentriert den immer wiederkehrenden Verlauf des Alltäglichen im Lager in mehreren kurzen Erinnerungssequenzen, etwa: »Wir hatten tagsüber Arbeit und sind abends wie ein Klotz ins Bett gefallen. Da hatte man zu nichts mehr Lust. Da war nichts mehr drin.« Auf eine Frage antwortet sie bündig: »Im Lager? Na, im Lager da war eben Arbeit. Da ging es frühmorgens auf Arbeit, ganz früh, und abends kamen die Leute kaputt zurück. Da hat man sich ein bißchen geholfen, sich ein bißchen gewaschen, die Sachen zurechtgemacht und dann hat man sich (hingelegt).« Die Zwangsarbeit dominierte den Alltag des Lagers. Effektivität und Normerfüllung der geleisteten Arbeit bestimmten die Größe der Hungerration. Allein diese Tatsache motivierte Adele Schiffmann während der Arbeit. Gleichzeitig war sie nach eigenem Bekunden »eigentlich eine vorbildliche Gefangene«, die sich »nichts zu Schulden kommen ließ«. Ihrer Arbeitsleistungen wegen erhielt sie als »Auszeichnung« einmal einen kleinen Beutel mit Kartoffeln. Von einer politischen Arbeitsmotivation wollte sie allerdings nichts wissen. Der Hunger spielte im Lagerleben von Adele Schiffmann eine vorrangige Rolle. Auch wenn sie selbst von sich sagt: »Ich esse wenig, ich hab nicht viel gehungert«, weisen verschiedene Erinnerungen auf die Relevanz des Hungers hin. Davon zeugt ihre gespannte Aufmerksamkeit während der Essenausgabe, etwa die Kunst, sich bei der Suppenausgabe zur rechten Zeit anzustellen, um statt dem Dünnen das Dicke der Suppe zu bekommen. Sie empörte sich innerlich über die bessere Verpflegung der Wachmannschaften ebenso wie über die Öltropfen, die auf der Kascha fehlten und von den Kriminellen unterschlagen wurden. Während des Krieges, besonders im Winter, nahm die ohnehin unzureichende Ernährungssituation

besonders drastische Dimensionen an. Unter dem Schnee wurde nach Gewächsen gesucht, die lange die Grundsubstanz der einzigen warmen »Mahlzeit« bildeten. »Das Einzige, wovon man eigentlich gelebt hat«, entsinnt sich Adele Schiffmann, »war das Brot. Man mußte eben sehen, daß man möglichst viel Brot verdient, also ein Kilo.<sup>44</sup> Wenn du nun weniger verdient hast, dann war das schon nicht mehr (gut). Und am Sonntag, also sonntags war immer ein Feiertag. Sonnabends habe ich dann mein Brot aufgespart, und sonntags habe ich dann doppelte Portion gegessen. Ja, da hat man sich dann (ausgeruht), wenn nicht gerade (...) groß Reinemachen (war). (...) Das war dann unser Sonntagsvergnügen. Wenn man frei hatte, das kam selten vor, dann hat man sich auf die Nare gelegt und sein Brot genossen.« Der Mangel, die existentielle Gefährdung und die alltäglichen Umstände der Nahrungsaufnahme ließen das geruhsame Verzehren des feuchten Brotes am Sonntag zum besonderen Ereignis werden. Das Brot wurde stets am Körper getragen, um es vor Verlust oder Diebstahl zu schützen. Es war überhaupt der wichtigste Besitz im Lager. Schon der Verlust einer Ration führte zur Bedrohung, mindestens zu unerträglichem Hunger. Teil eines vielfach erinnerten Rituals war auch das Abwägen und die Verteilung der Ration.

Der Konnex von Hunger und Arbeit richtete die Häftlinge über kurz oder lang körperlich und seelisch zugrunde. Habitus und Physiognomie der Häftlinge nahmen eine Gestalt an, die wenig mit der herkömmlichen gemein hatte. Adele Schiffmann traf nach Jahren der Trennung irgendwo im »Archipel GULag« eine Freundin wieder: »Einmal saß ich beim Essen, und da sitzt mir eine gegenüber. Da denke ich, ob das nicht die Erna Petermann ist? Die sah nun schon ganz schrecklich aus, mit so einer Mütze, wo die (Ohrenklappen) runterhingen und so blaß und dürr. Sieht doch ähnlich aus wie die Erna Petermann. Richtig, war's die Erna Petermann.«<sup>45</sup> Der eigene Verfall wurde angesichts der einstigen Freundin erahnbar. Das war der einzige »Spiegel« des rasanten Alterns. Jede Wiederbegegnung mit einstigen Freundinnen im weiten Lagersystem des GULag bedeutete insofern Freude und Schmerz zugleich.

Zusätzlich bedrückend wirkte auf die deutschen Häftlinge in

besonderer Weise ihre Einsamkeit. Neben den politischen und mentalen Blockierungen behinderten lange Zeit hindurch Sprachschwierigkeiten die Kontaktaufnahme mit Russinnen. Dadurch befanden sich die deutschen Frauen in einer zusätzlichen Isolation. Die fortwährende Verlegung der Häftlinge innerhalb des GULag gehörte zum System der Machtausübung und förderte die Vereinzelung der politischen Häftlinge, worauf Adele Schiffmann mehrfach hinweist: »Wir waren meistens alleine. Wir waren mit solchen zusammen, die nicht zu uns gepaßt haben. (...) Einmal, kann ich mich erinnern, war ich mit Zensl Mühsam, Erna Petermann und der Erna Kolbe zusammen. Aber meistens waren wir getrennt und mit Verbrechern zusammen.«<sup>46</sup> Die kurze Zeit des gemeinsamen Aufenthaltes mit deutschen Leidensgefährtinnen verblieb daher bis heute in plastischer Erinnerung: »Ich hatte den schlimmsten Paragraphen 58/6, das heißt Spionage (...). Deshalb durfte ich das Lager überhaupt nicht verlassen. Die anderen durften wenigstens raus aufs Feld, mal Gemüse machen oder irgendwas. Die Erna Petermann hat mir in ihren Haaren eine Mohrrübe mitgebracht, oder irgendwas anderes. Wenn sie nach Hause kam, hatte ich inzwischen warmes Wasser vorbereitet, damit sie sich waschen kann. So haben wir uns gegenseitig ein bißchen geholfen. (...) Eine Zeitlang waren wir zusammen, und dann wurden wir wieder auseinandergerissen.« An Momente gegenseitiger Hilfe und Unterstützung erinnert sich die Zeitzeugin nur im Kontext der deutschen Frauen. Für die Mehrheit der Häftlinge sei eine Mischung aus Apathie, Neid, Mißgunst und Denunziantentum typisch gewesen: »Die haben sich gegenseitig doch auch bekriegt. Gepetzt, der hat das gemacht, und der hat jenes gemacht. Das war selbstverständlich. (...) Wir haben mit denen wenig Kontakt gesucht und die mit uns auch nicht.«

### *Resistenz und Überlebenskampf*

In die ersten Haftjahre fallen zahlreiche Eingaben und Beschwerden Adele Schiffmanns an Partei- oder Sicherheitsinstanzen der UdSSR, die gleichermaßen ihre ideologische

Ernüchterung wie ihre Resistenz und Widerständigkeit dokumentieren.

Allein aus den ersten beiden Haftjahren sind neun Eingaben überliefert.<sup>47</sup> Die erste Beschwerde richtete sie am 21. Oktober 1938 an den Chef des Smolensker NKWD. Sie bat um die Bereitstellung warmer Kleidung und forderte Aufschluß über das Schicksal ihres Sohnes. Im Frühjahr 1939 verfaßte sie, nunmehr schon im Wjat-Lag, eine zweite Eingabe an das NKWD. Adele Schiffmann formulierte keine Bitten, verbunden mit den üblichen Unterwerfungsritualen, sondern stellte von Anfang an klar, niemals Spionage betrieben zu haben und bezeichnete die Art und Weise der Untersuchung (keine Beweise, kein Dolmetscher u. a.) als Verstoß gegen die »Stalinsche Verfassung«. Schreiben ähnlichen Inhalts sandte die Inhaftierte später an die Kontrollkommission der KPdSU sowie das Politbüromitglied Shdanow. Tatsächlich kam es zu einer formalen Überprüfung ihres Falles. Die Smolensker NKWD-Verwaltung, das seinerzeit verurteilende Organ, beauftragte man mit der Revision des Falles. Das Urteil, wie konnte es anders sein, wurde bestätigt. Am 9. Mai 1939 schrieb Adele Schiffmann an den neu ernannten Volkskommissar für Innere Angelegenheiten Berija. Auch ihn bat sie um die »Überprüfung ihres Falles und die Freilassung aus dem Lager«. Am 23. Juli 1939 wandte sich Adele Schiffmann erneut an das NKWD. Dort heißt es: »Ich schrieb bereits einige Beschwerden wegen meiner Verhaftung (...), bin aber bis heute ohne Benachrichtigung geblieben, ob meine Beschwerde angenommen wurde und meine Sache einer Nachprüfung unterzogen wird. Deshalb habe ich mich entschlossen, noch einmal zu schreiben. Ich wurde am 10. Februar 1938 zusammen mit meinem Mann verhaftet unter der Beschuldigung: Spionage (58-6). Ich weise diese Anschuldigung entschieden zurück. Niemals im Leben habe ich mich mit Spionage, konterrevolutionären Handlungen oder Provokation befaßt. Ich bitte deshalb dringendst, meine Sache zu überprüfen, um meine vollständige Unschuld festzustellen.«<sup>48</sup>

Im Gulag wurden die Inhaftierten in bewußter Ungewißheit und Isolation gehalten. Adele Schiffmann hat nie eine Antwort auf ihre Beschwerden und Eingaben erhalten. Die Nachfragen

nach ihrem Sohn blieben unbeantwortet. Entsprechend dem politischen Konzept der Stalinführung nach dem XVIII. Parteitag von 1939 wurden formale Überprüfungen von Untersuchungsverfahren innerhalb des NKWD durchgeführt. Die Revision ihres Verfahrens führte zur endgültigen Bestätigung ihrer »Schuld« und zur Erhärtung des Urteils.

Neben der Häufigkeit fällt die Diktion der Beschwerden ins Auge. Die Gefangene ging stets von ihrer Unschuld aus und forderte die Freilassung aus dem Lager. Gleichsam klagte sie die Verletzung der Untersuchungsformen und des nach der Verfassung gewährten Asylrechts ein. Ausführlich verwies sie auf ihre Lebensgeschichte und den selbstlosen politischen Einsatz für die KPD. Dennoch verzichtete Adele Schiffmann gegenüber den politischen und staatlichen Autoritäten auf die sonst üblichen Glaubens- und Unterwerfungsrituale ebenso wie auf agitatorische Denunzierung zeitgemäßer »Feinde«. Sie forderte einzig das ihr zustehende Recht. Davon ließ die inhaftierte Frau nicht ab.

Die über Jahre anhaltenden Strapazen des Lagers versetzten Adele Schiffmann jedoch auch in mehrere existentielle Krisen. Anfangs war es die unvorstellbare, zehnjährige Haftfrist, die sie völlig deprimierte: »Ich sagte mir, zehn Jahre, wie sollst du das aushalten, wie sollst du zehn Jahre aushalten. Das ist doch unmöglich, ohne zu wissen, wie es der Familie geht.« Bald nach der Verurteilung stellte sie beim NKWD das Ersuchen, Kontakt mit dem Sohn aufnehmen zu dürfen. Dort machte man ihr die Mitteilung, das Sorgerecht für den Sohn sei ihr »auf ewig« entzogen. Zur Aussichtslosigkeit kam nun noch die Sinnlosigkeit. Unbekannt blieb ihr auch das Schicksal des Ehemannes und der in Deutschland verbliebenen jüdischen Angehörigen. Diese familiären Verluste sowie die zwischenmenschliche Kälte im Lager stürzten Adele Schiffmann immer wieder in tiefe Depressionen. Im Laufe ihrer Lager- und Verbannungszeit unternahm sie vier Selbstmordversuche. Viermal wählte sie sich an der Schwelle, »wo man nicht mehr weiter wollte«.

Am 10. Februar 1948, nach genau zehn Jahren, wurde die Gefangene aus dem Lager entlassen. Man ließ sie bis 12.00

Uhr warten, dann erst wurde ihre Freilassung verfügt. Ihre Schuhe überließ sie den Leidensgefährtinnen, von denen sie zum Abschied eine Jacke aus Flickeln erhielt. Zu ihrem Gepäck gehörten eine Wäschegarnitur, ein Kleid und 70 Rubel.

Am 15. Februar 1949, ein Jahr nach ihrer Entlassung aus dem Lager, wurde Adele Schiffmann erneut verhaftet, nunmehr vom Ministerium für Staatssicherheit (MGB). Man verurteilte sie wegen »Spionagetätigkeit« und verbannte sie nach Turuchansk, ca. 3.000 km östlich von Moskau. Die mündlich mitgeteilte Frist lautete »auf ewig«.

#### BIBLIOGRAPHIE

##### *Gedruckte Haft-Erinnerungen von bzw. über Frauen*

- Anzerowa, A.: Aus dem Land der Stummen, Breslau 1936.  
Baldajew, Dancik S.: GULag Zeichnungen, Frankfurt am Main 1993.  
Beausobre, J. de: The Woman Who Could Not Die, New York 1938.  
Bronska-Pampuch, Wanda: Ohne Maß und ohne Ende, München 1963.  
Buber-Neumann, Margarete: Als Gefangene bei Stalin und Hitler, München 1949.  
Cordes, Irene: ... laßt alle Hoffnung fahren, Berlin 1942. (d. i. Nicolas, Waltraud: Die Kraft das Ärgste zu ertragen. Frauenschicksale in Sowjetgefängnissen, 3. Auflage, Bonn 1958.)  
Darel, S.: A Sparrow in the Snow, New York 1973.  
Diezel, Peter: Hilde Dut - Zellengefährtin von Carola Neher. In: Exil, Nr. 2, 1992, S. 25ff.  
Dmitrievna, Olga: 18 Jahre Sowjetherrschaft, Wien 1936.  
Ginsburg, Jewgenia: Marschroute eines Lebens, München - Zürich 1989 (1967).  
Ginsburg, Jewgenia: Gratwanderung, München Zürich 1991 (1979).  
Globig, Martha: 1936/37: Eine schwere Zeit in Moskau. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 32. Jg. 1990, Heft 4, S. 521ff.  
Halpern, A.: Conducted Tour, New York 1945.  
Jacobs, Karl-Heinz: Das endlose Jahr. Begegnungen mit Mäd, Berlin 1990.  
Kersnowskaja, Jefrosinija: »Ach Herr, wenn unsre Sünden uns verklagen.« Eine Bildchronik aus dem GULAG, Kiel 1991.  
Kjossewa, Christina: Als Lebensgefährtin Hans Kippenbergers in Moskau verhaftet. In: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 32. Jg. 1990, Heft 3, S. 379ff.  
Leonhard, Susanne: Gestohlenes Leben. Schicksal einer politischen Emigrantin in der Sowjetunion, Frankfurt am Main 1956.  
Lermolo, E.: Face of a Victim, New York 1955.  
Letters From Former Prisoners, in: The Challenge, Jg. 1, 1950/51, Nr.1-3.  
Lipper, Elinore: Elf Jahre in sowjetischen Gefängnissen und Lagern, Zürich 1950.  
Mandelstam, Nadezhda: Hope Against Hope, New York 1970.

- Meyer, Gertrud: Die Frau mit den grünen Haaren. Erinnerungen von und an Gertrud Meyer, hrsg. von Mathijs C. Wiessing, Hamburg 1978.  
Mowrer, L. T.: Arrest and Exile, New York 1941.  
Nicolas, Waltraud: Hier wird Gott dunkel, Stuttgart 1952.  
Richter, Trude: Station Kilometer sieben. In: Sinn und Form, 40. Jg. 1988, Heft 3.  
Richter, Trude: Tot-Gesagt. Erinnerungen, Halle/Leipzig 1990.  
Stark, Meinhard: Deutsche Frauen des GULag. Eine zeit- und lebensgeschichtliche Befragung, Manuskript der Dissertation, Berlin 1994.  
Wenn Du willst Deine Ruhe haben, schweige. Deutsche Frauenbiographien des Stalinismus, hrsg. von Meinhard Stark, Essen 1991.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Meinhard Stark: Deutsche Frauen des GULag. Eine zeit- und lebensgeschichtliche Befragung. Manuskript der Dissertation, Berlin 1994. Die Arbeit wird zur Zeit für die Veröffentlichung vorbereitet.
- 2 Käte L.: 1910 im Rheinland geboren, Juli bis Dezember 1933 als Geisel für ihren kommunistischen Lebensgefährten in Gestapo-Haft, anschließend Emigration in die UdSSR, Verhaftung im Februar 1938 in Moskau, bis 1948 Gefängnis und Lager, bis 1956 Verbannung in Sibirien, 1957 Übersiedlung in die DDR. Interview vom 15. bis 17. April 1991.
- 3 Vgl. Hans-Günther Adler: Concentration Camps to be Investigated by Social Science, Wiener Library Bulletin, März/Mai 1947; ders.: Die Erfahrung der Ohnmacht - Beitrag zu einer Soziologie der Verfolgung, und Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers. In: Hans-Günther Adler: Die Erfahrung der Ohnmacht. Beiträge zur Soziologie unserer Zeit, Frankfurt am Main 1964, S. 193ff. Vgl. außerdem die Arbeiten von Achim Siegel: Die Dynamik des Terrors im Stalinismus. Ein strukturtheoretischer Erklärungsversuch, Pfaffenweiler 1992; Wolfgang Sofsky: Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager, Frankfurt am Main 1993; Gerhard Armanski: Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne, Münster 1993.
- 4 Vgl. Libushe Zorin: Soviet Prisons and Concentration Camps. A Annotated Bibliography 1917-1980, Newtonville, Mass. 1980.
- 5 Alexander Solschenizyn hat die verschiedenen sozialen, nationalen und politischen »Ströme«, die sich zum GULag ergossen, beschrieben. Er verwies neben den kriminellen Häftlingen auf die unterschiedlichen Gruppen der politischen Häftlinge (die sog. »Achtundfünfziger«), die sich zwischen den Polen tatsächlicher Opposition und unbedingter Loyalität gegenüber der Sowjet-Diktatur bewegten. Vgl. Alexander Solschenizyn: Der Archipel GULAG, Bern 1973, S. 35ff. und ders.: Der Archipel GULAG, Folgeband, Bern 1974, S. 31 Off. Vgl. auch Jacques Rossi: The GULAG Handbook. An Encyclopedia Dictionary of Soviet Penitentiary Institutions and Terms Related to the Forced Labor Camps, New York 1989.
- 6 Vgl. Solschenizyn: GULAG, Folgeband, S. 218.
- 7 Schätzungen über Opfer liegen vielfach vor und gehen teils weit auseinander. Roy Medwedew gibt für die Jahre 1936 bis 1938 fünf Millionen Verhaftete an, von denen mehr als eine halbe Million erschossen wurde und die Verbliebenen mehrheitlich im Lager starben. Vgl. Roy Medwedew: Das Urteil der Geschichte. Stalin und Stalinismus. Band 2, Berlin 1992, S. 141.

- Robert Conquest schätzt die Zahl der Verhaftungen zwischen 1937 und 1938 auf acht Millionen, die der Hinrichtungen auf mindestens eine Million. Die Gesamtzahl der während der Stalineaera ermordeten und in den Lagern internierten Menschen beziffert er auf 20 Millionen. Vgl. Robert Conquest: Der große Terror. Sowjetunion 1934-1938, München 1992, S. 1550f.
- Nach dem Bericht der von Chruschtschow 1956 eingesetzten »Schatonowskaja-Kommission« wurden zwischen 1935 und 1940 annähernd 20 Millionen Menschen verhaftet. Sieben Millionen davon wurden erschossen, die Mehrheit der Verbliebenen starb im Gulag. Vgl. René Ahlberg, Stalinistische Vergangenheitsbewältigung. Auseinandersetzung über die Zahl der Gulag-Opfer. In: Osteuropa, Heft 11, 1992, S. 936f. Ahlberg setzt sich vor allem mit den von Viktor N. Zemskov vorgelegten Zahlen kritisch auseinander.
- 8 Eine Liste mit 149 Frauen- und Kinderlagern, deren Bestehen auch vor 1950 zu vermuten ist, findet sich in Avraham Shifrin: UdSSR. Reiseführer durch Gefängnisse und Konzentrationslager in der Sowjetunion, Uhltingen/Seewis 1987, S. 20ff.
- In Butowo, bei Moskau, sind auf einem als Schießplatz getarnten Ort während der dreißiger Jahre ca. 20.000 bis 26.000 Menschen von NKWD-Truppen erschossen worden. Nach einer vorläufigen Analyse der »Gruppe zur Würdigung des Andenkens an die Opfer der politischen Verfolgung« beim Moskauer Stadtsowjet der Volksdeputierten, der Erschießungslisten des NKWD zugrunde liegen (Angaben von ca. 3.000 Erschossenen), waren 4% der Ermordeten Frauen. Eine Hochrechnung der vorliegenden Zahl der erschossenen Frauen von 122 auf die Gesamtzahl der geschätzten Opfer, würde mehr als 1.000 ergeben. Vgl. Listen deutscher Opfer von Butowo. In: Neues Deutschland, 17. Juni 1993 und 10. Mai 1994.
- 9 Solschenizyn: GULAG, Folgebände, S. 216ff.
- 10 Marta Chyz: Women and Child in the Modern System of Slavery - USSR, Toronto/ New York 1962.
- 11 Vgl. die Übersicht am Ende dieses Beitrages.
- 12 Vgl. Solschenizyn: GULAG, S. 15ff. und »Wenn Du willst Deine Ruhe haben, schweige.« Deutsche Frauenbiographien des Stalinismus, hrsg. von Meinhard Stark, Essen 1991, S. 104, 199f.
- 13 Mimi Brichmann: 1909 in Berlin geboren, Eintritt in die KPD 1932, Emigration in die UdSSR 1934, im September 1937 in Engels verhaftet, Lagerhaft bis 1946, Ausreise aus der UdSSR 1948. Interview vom 18. Dezember 1992 bis 15. Februar 1993.
- 14 Elinor Lipper: Elf Jahre in sowjetischen Gefängnissen und Lagern, Zürich 1950, S. 7f.
- 15 Vgl. das Gesetz über die Bestrafung der Familienangehörigen von »Vaterlandsverrätern« und »Volksfeinden« vom 30. März 1935. Weitere Anordnungen in den Folgejahren zur Sippenhaftung in: Corinna Kuhr: Kinder von »Volksfeinden« als Opfer der stalinistischen Säuberungen von 1937/38. Magisterarbeit, Köln 1994, S. I-XVI. (Manuskript).
- 16 Archiv des Ministeriums für Sicherheit der Russischen Föderation (MSRF), R 13390. »Verurteilt nach der ersten Kategorie« oder in anderen Dokumenten »Zum höchsten Strafmaß« bedeutete Todesurteil.
- Frieda Siebenaicher: 1908 in Niederschlesien geboren, Übersiedlung als Lebensgefährtin eines Sowjetbürgers 1928 nach Moskau, April 1938 Ver-

- haftung, bis 1946 im Lager, danach bis 1956 Verbannung, Übersiedlung in die DDR Mitte der sechziger Jahre. Interview vom 16. November 1989 bis 13. März 1990.
- 17 MSRF, P 41041.
- 18 Lipper: Jahre, S. 26ff; Stark: Ruhe, S. 38f.
- 19 Antonie Satzger: 1911 in einem Dorf am Bodensee geboren, 1930 Eintritt in die KPD, 1933 Emigration in die UdSSR, 1944 verhaftet, acht Jahre Lager, anschließend bis Mitte der fünfziger Jahre Verbannung, 1959 Ausreise in die DDR. Interview am 15. und 16. Juni sowie am 25. September 1992.
- 20 Lipper: Jahre, S. 11f.
- 21 Stark: Ruhe, S. 105. Vgl. auch Lipper: Jahre, S. 27.
- Erna Kolbe: 1904 in Berlin geboren, seit 1920 KJVD, seit 1923 Mitglied der KPD, technische Mitarbeiterin im KPD- und Kominternapparat, illegale Tätigkeit gegen das NS-Regime, Herbst 1933 Emigration in die UdSSR, September 1937 verhaftet, Bestrafung mit zehn Jahren Lager, 1947 bis 1955 Verbannung, 1956 Ausreise in die DDR, Interview 3. April bis 7. Juni 1990.
- 22 Irmgard Schünemann: 1913 in Berlin geboren, ging als Tochter eines »Spezialisten« 1931 in die UdSSR, Verhaftung 1941 in Tscheljabinsk, bis 1951 in verschiedenen Gefängnissen und Lagern, Verbannung bis Mitte der fünfziger Jahre, Übersiedlung in die DDR 1958, Interview vom 28. Juni bis 17. Juli 1991. Vgl. die Abbildung einer Steh-Zelle in der Moskauer Lubjanka in Shifrin: Gefängnisse, S. 61. Darin findet sich auch eine Übersicht über die Moskauer Gefängnisse, S. 52ff.
- 23 Julie Bevern: geboren 1905 in München, 1931 Übersiedlung mit einem Komintern-Funktionär nach Moskau, Februar 1938 verhaftet, acht Jahre Lager mit anschließender Verbannung bis 1956, Ende 1956 Übersiedlung in die DDR, Interview vom 9. bis 11. September 1991.
- 24 Klara D.: 1903 in Meiningen geboren, 1921 Eintritt in die KPD, seit 1930 Stenotypistin im Volkskommissariat für Außenhandel der UdSSR in Moskau, seit 1933 Studium der Landwirtschaft in Engels, Februar 1938 verhaftet, bis 1946 im Lager, anschließend verbannt bis 1955, Mai 1956 Ankunft in der DDR. Interview am 10. Juni, 26. und 27. August 1991.
- 25 Vgl. Stark: Ruhe, S. 38.
- 26 Brunhilde Hebel: 1908 in Berlin geboren, Mitglied der KPD 1928-1938, Emigration in die UdSSR 1933, Verhaftung Juni 1938 in Engels, April 1939 Entlassung, Ende 1940 Rückkehr nach Deutschland. Interview vom 1. Juli bis 11. November 1991.
- 27 Lipper: Jahre, S. 44.
- 28 Die Begriffe »rechtmäßig« oder »unrechtmäßig« bzw. »schuldig« oder »unschuldig« werden von den Zeitzeuginnen auf die damalige Gesetzmäßigkeit in der UdSSR bezogen angewendet. Ausgangspunkt verschiedener Überlegungen der Inhaftierten war die allgemeine Anerkennung des Staats- und Rechtssystems der UdSSR, die weithin die Verfolgung tatsächlicher Opponenten der bestehenden Sowjetdiktatur, wie etwa »Trotzkisten«, einschloß. Die offizielle Diktion der »Säuberung« fortschreibend, sind die Mitgefangenen anfangs als »Trotzkisten«, »Volksfeinde« usw. definiert worden. Die Annahme, es handle sich bei allen um Gesetzesbrecher, lag lange Zeit näher, als die Vorstellung, alle seien zu Unrecht verhaftet worden. Susanne Leonhard dazu: »Es ist uns damals - denn es war zu Beginn der Jeshowschtschina - noch nicht klar gewesen, daß zwischen

der Verhaftung eines Menschen und einer Gesetzesübertretung, die er begangen hat oder deren er verdächtig scheint, nicht notwendigerweise ein kausaler Zusammenhang bestehen braucht. (...) Daß jemand von der NKWD geholt wird, nicht, weil er sich persönlich schuldig gemacht hat, sondern weil er zu einer bestimmten Gruppe von Menschen gehört, (...) war eine Erkenntnis, die die meisten von uns erst viel später gewannen.« Susanne Leonhard: Gestohlenes Leben. Schicksal einer politischen Emigrantin in der Sowjetunion, Frankfurt am Main 1956, S. 93f. Neben dem geschilderten Bezugsrahmen der Zeitzeuginnen existiert noch ein »objektiver«. Danach haben sich auch diejenigen Menschen in der UdSSR keineswegs schuldig gemacht, die in irgendeiner Weise gegen die bestehende Apparat-Diktatur und die unerträglichen Zustände die Stimme erhoben, sich organisierten oder sonst in irgendeiner Art Widerstand leisteten. Die Verfassung bzw. die Gesetze der UdSSR können keineswegs der Gradmesser für Moral oder Unmoral menschlichen Handelns sein, zumal Justiz und Rechtsprechung ein bedeutendes Herrschaftsinstrument der Diktatur selbst waren und je nach Gebrauch instrumentalisiert wurden.

29 Vgl. Stark: Ruhe, S. 105.

30 Irina Scherbakowa, die bislang 250 Interviews mit ehemaligen GULag-Häftlingen (mit einem hohen Frauenanteil) in der UdSSR bzw. GUS durchführte, kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Für die kommunistisch orientierten Verhafteten, die »am spätesten begannen (...) die Situation zu durchblicken«, konstatierte sie die Erklärungsmuster »Alptraum«, »Irrtum« und »faschistische Verschwörung«. Vgl. Irina Scherbakowa: Geschlechtsspezifische Dimensionen in Erinnerungen an den GULAG. In: Geschlecht - Klasse - Ethnizität, hrsg. von Gabriela Hauch, Wien -Zürich 1993, S. 137.

31 Adele Schiffmann: 1905 in Prag geboren, Eintritt in die KPD 1930, illegale Tätigkeit gegen das NS-Regime, Emigration nach Prag - 1935 in die UdSSR, Verhaftung in Smolensk im Februar 1938, 10 Jahre Lagerhaft, danach Verbannung bis 1955, Anfang 1959 Übersiedlung in die DDR. Interview vom 8. bis 10. Juli 1991.

32 Stark: Ruhe, S. 111.

33 Auch den Deutungen der deutschen Kommunistin Christina Kjossewa, von 1936 bis 1946 im GULag, lag die Unberührbarkeit des Fetisch Partei zugrunde: »Damals machte ich mir viele Gedanken darüber, was denn die Ursachen dieser Massenverhaftungen sein könnten, denn die übergroße Mehrzahl der Verhafteten stammte ja aus der sowjetischen Bevölkerung, und da kam mir der Gedanke, daß vielleicht eine Entartung der oberen Parteikader vorliege, und die Partei beschlossen habe, sie in Lagern wieder an ehrliche Arbeit zu gewöhnen. Später dachte ich, als ich bereits im Lager war, daß in den breiten Massen der Sowjetunion aufgrund der faschistischen Einkreisung des Landes eine Art >Vorkriegspsychose< bestanden habe, und daß die Partei dieser Psychose nicht Herr werden konnte.« In: SAPMO im BA, ZPA EA 1940.

34 Die Genannten traten nach ihrer Übersiedlung in die DDR jedoch der SED bei.

35 Lipper: Jahre, S. 45.

36 Ebd., S. 12f.

37 Eva B.: 1898 in Ostpreußen geboren, ging mit ihrem Ehemann 1931 in die UdSSR, 1937 bis 1946 Lagerhaft, anschließend bis Mitte der fünfziger

Jahre Verbannung, 1957 Übersiedlung in die DDR. Interview am 7. und 8. Oktober 1991.

38 Gertrud Platals, ebenfalls parteilos, bestätigt diese Erfahrungen: »Die Leute waren meist alle in der Partei. Die waren sowieso eine abgeschlossene Kaste. Und da wurde mir gegenüber überhaupt kaum was Politisches gesprochen.« Stark: Ruhe, S. 211. Gertrud Platals, geb. 1910 in Schlesien, ging mit ihrem russischen Lebensgefährten 1932 nach Moskau, dort 1938 verhaftet und bis 1946 im Lager, anschließend Verbannung bis 1956, Übersiedlung in die DDR 1959. Interview 9. bis 11. Dezember 1990.

39 Frieda Siebenaicher: »Man hatte seine Freundinnen. Mit den andern in der Baracke hatte man nichts zu tun.« Stark: Ruhe, S. 47.

40 SAPMO im BA, ZPA IV 2/11/v. 4810.

41 MSRF, Smolensk 315-e.

42 Shifrin: Gefängnisse, S. 176ff. u. 188ff.

43 Auch unter den weiblichen kriminellen Häftlingen gab es reichhaltige Differenzierungen: etwa zwischen berufsmäßigen Kriminellen, die sich im Lager in »Clans« mit ausgeprägten Hierarchien organisierten und Machtansprüche über das Lagerleben ausübten; oder Frauen, die wegen geringfügiger Eigentumsdelikte - nicht selten aus sozialer Not begangen - zu langjährigen Haftstrafen verurteilt waren.

44 Die Grundration bei 100prozentiger Normerfüllung betrug meist 600 Gramm Brot am Tag. Auf Nachfrage schrieb Adele Schiffmann: »Die kleinste >Brot-Pajka< wog 400 Gramm, die es bei schlechter Arbeit und Nichterfüllung der Norm gab. Das steigerte sich je nach Arbeitsleistung bis zu einem Kilogramm Brot, bei Erfüllung der Norm. (...) Heute sagt man: ein Kilogramm Brot! Aber erstens war das Brot minderwertiger Qualität, mit allerhand Beimischungen, und außerdem gab es nur die Suppe.« Brief von Adele Schiffmann vom 29. Oktober 1993.

45 Erna Petermann, geboren 5. Juli 1905, Mitglied der KPD, Besuch der Leninschule, arbeitete als Übersetzerin bei der Komintern, im März 1938 verhaftet, Lager, ihr Kind ist währenddessen ums Leben gekommen, 1956 Übersiedlung in die DDR, 1981 in Berlin verstorben.

46 Kreszentia Mühsam, geboren 28. Juli 1884, Ehefrau von Erich Mühsam, 1935 Emigration in die UdSSR, verhaftet 1936, aufgrund internationaler Proteste Freilassung, 1938 erneut verhaftet, bis 1946 im Lager, seit 1948 Verbannung in das Gebiet Nowosibirsk, 1955 Übersiedlung in die DDR, verstorben 1962.

47 Die Eingaben sind in ihrer NKWD-Strafakte überliefert: MSRF, Smolensk 315-e.

48 Ebd.